

# Auf der Flucht in ein neues Leben

„Ich weiß es nicht!“

„Aha, diese Antwort kenne ich schon. Aber wann weißt du mal etwas?“, meckert mich mein Deutschlehrer, Herr Wiesinger, an.

„Tschuldigung“, murmele ich eine Entschuldigung in seine Richtung. Er sieht mich grimmig an. Ich senke meinen Blick, ich fühle mich falsch hier.

„Ich war letzten Sommer nachsichtig mit dir. Ich weiß das du aus Syrien geflohen bist und dabei deine Eltern verloren hast“, bei seinen Worten werden meine Augen ganz glasig. Ich werde wütend und balle meine Hände zu Fäusten. Meine Fingernägel graben sich tief in meine weichen Handflächen und hinterlassen dort halbmondartige Abdrücke. Ich atme tief durch. Herr Wiesinger fängt wieder an auf mir herum zu hacken, aber ich blende es aus, lasse seine Warnungen, spitzen Bemerkungen und Fragen an mir abprallen und denke daran was vor einem Jahr passiert war:

*Ich räumte gerade mein kleines Zimmer in meiner Heimat in der Nähe von Hama auf, als meine Mutter zu mir rannte und mir zurief: „Schnell, pack deine Sachen in einen Rucksack und komm‘ runter“. „Was ist denn los?“, fragte ich beängstigt, ich hatte meine Mutter noch nie so ängstlich gesehen. Ihre blauen Augen waren weit aufgerissen und ihre sonst so weichen Gesichtszüge waren ungewöhnlich hart und angespannt. Sie drehte sich um und schrie mir im Weggehen über die Schulter: „Bomben“, zu. Sie musste nichts mehr sagen, ich wusste alles. Seit dieser schreckliche Bürgerkrieg angefangen hatte, war ich immer in Alarmbereitschaft. Ich ließ alles stehen und liegen, schnappte mir meinen roten Rucksack aus dem Regal, stopfte ein paar Klamotten hinein, und das Foto von meinen Eltern und mir. Auf diesem Bild lächelte ich, es war damals ein schöner, sonniger Frühlingstag. Naja, das war damals.*

*Bevor ich mein Zimmer verließ, nahm ich mir kurz Zeit, um mir alles nochmals einzuprägen. Die Poster an meinem sperrigen, altmodischen Kleiderschrank. Mein Schreibtisch links davon, an manchen Tagen sah mein Zimmer wie eine Rumpelkammer aus, da alles kreuz und quer herumlag. Gegenüber von meinem Kleiderschrank war mein Bett, es nahm die Hälfte von meinem Zimmer ein. Als wir hier eingezogen waren, hatte ich es mir ausgesucht. Es war riesig und hatte mir schon damals gefallen und gefällt mir heute immer noch. Meine Mutter meinte immer, dass sich mein Geschmack überhaupt nicht verändert hat. Ich schloss meine Augen, drehte mich um und verließ mein Zimmer für immer. Dann rannte ich die Treppe herunter, ich nahm immer zwei Stufen auf einmal. Meine Mutter drückte mir unten etwas zu essen, eine kleine Wasserflasche und einen*

Geldbeutel in die Hand. Ich nickte ihr hastig, dankend zu und drückte sie kurz an mich. An der Garderobe überlegte ich welche Jacke ich anziehen sollte. Es war zwar Spätsommer und die Sonne hatte immer noch viel Kraft, jedoch wusste ich nicht wie lange wir unterwegs sein würden. Ich griff nach meiner Regenjacke, denn dann war ich auf der sicheren Seite, falls es regnen würde. Langsam ließ ich meinen Blick nochmals aus dem Fenster schweifen, doch meine Mutter rief mir warnend zu: „Schnell, beeile dich!“. Ich bückte mich und band meine Turnschuhe mit einem Doppelknoten zu. „Wo ist eigentlich Dad?“, wollte ich von meiner Mutter wissen, als wir das Haus verließen. „Er kommt erst in einer Stunde wieder von seiner Geschäftsreise nach Hause.“ Ich blieb stehen. „Wir müssen auf ihn warten, wir...“, fing ich an. „Nein“, fiel sie mir ins Wort, „er würde nicht wollen, dass wir auf ihn warten und deswegen unser Leben riskieren.“

Ich würde nie im Leben ohne Dad wegrennen. Er hat mir alles beigebracht: das Fahrradfahren, das Jagen im Wald, ja sogar das Schreiben, Lesen und Rechnen. Ich war damals vier Jahre alt und war so stolz darauf, dass ich in der Schule damit angab, da meine Klassenkameraden das Schreiben, Lesen und Rechnen erst noch lernen mussten. Ein Lächeln stahl sich über meine Lippen. Ich erinnerte mich auch noch daran, dass er stets auf meiner Seite stand, als ich Blödsinn getrieben hatte oder in Schwierigkeiten war. Es stimmte was meine Mutter sagte, mein Dad würde nie wollen, dass mir etwas zustößt.

Ein lauter Schuss ließ mich zusammenzucken und in die Realität zurückkehren. Eine einzelne Träne rollte meine Wange runter. Ich ergriff die Hand meiner Mutter und ließ mich von ihr auf die überfüllte Straße ziehen. Alle liefen wild umher, jeder schrie seiner Familie, Freunden oder irgendwelchen Nachbarn Anweisungen oder Befehle zu. Meine Mutter und ich liefen nebeneinander die Straße hinunter in Richtung Wald. Wir hörten hinter uns immer lauter werdende Schüsse, dennoch drehten wir uns kein einziges Mal um. Es würde sehr knapp werden noch rechtzeitig in den Wald zu kommen, dort würden uns wenigstens die Bäume schützen. Wir verschärften unser Tempo. Ich hörte wie meine Mutter immer wieder laut nach Luft rang. Mist, ich hatte ganz vergessen, dass sie Asthma hatte. Als ich eine Weile kein Schnaufen mehr gehört hatte, drehte ich mich um und sah meine Mutter gut zehn Meter hinter mir. Ich ließ mich zurückfallen bis sie wieder zu mir aufgeschlossen hatte. Plötzlich hörte ich ein Schuss, dann einen darauffolgenden, erstickenden Schrei. Reflexartig drehte ich mich um. Ich sah meine Mutter langsam und qualvoll in die Knie gehen. Eine Kugel traf sie direkt in den Rücken. Ich wollte zu ihr, aber meine Beine hörten nicht auf mich, sie waren wie am Boden festgenagelt. Ich konnte mich nicht bewegen, meine Mutter schrie mir mit ihrer letzten Kraft zu: „Das Geld... jetzt renn!“ Dann kippte sie auf die Seite um und ihr Blick wurde leer.

Plötzlich konnte ich mich wieder bewegen. Ich wollte zu ihr rennen, doch ihr letztes Wort hallte in meinem Kopf. Weglaufen? -Nein! Ich musste mich noch von ihr verabschieden. Also sprintete ich zu ihr, ging neben ihr in die Knie, nahm sie in den Arm und schloss ihre Augen. Leise sagte ich zu ihr: „Ich hab‘ dich lieb, Mama!“ Meine ganze Wut vom Krieg, dem Verlust und der Angst, ließ ich mit einem einzigen Schrei heraus. Ich hielt sie noch eine kurze Zeit in meinem Arm. Erst als ich wieder die Schüsse wahrnahm, ließ ich sie los und kämpfte mich vom dreckigen Boden hoch auf meine wackeligen Beine. Jedoch drehte ich mich zu schnell um, verlor die Kontrolle, stolperte und fiel wieder auf den Boden. Mir rannen Tränen über die Wangen, den Bruchteil einer Sekunde überlegte ich liegen zu bleiben und kampflös zu sterben. Doch dann war plötzlich die glockenhelle Stimme meiner Mutter in meinem Hinterkopf und befahl mir: „Lauf!“. Ich kämpfte mich ein weiteres Mal aus dem Matsch hoch. Dieses Mal gehorchten mir meine Beine und ich rannte weiter. Immer nah und geduckt hinter den Häusern vorbei, so dass mich möglichst niemand wahrnahm.

Als ich an der letzten Häuserreihe ankam, vor mir nur noch weite Wiesen und Felder zu sehen waren und erst danach der Wald kam, überlegte ich nicht lange, sondern rannte geradeaus auf den Wald zu. Ich legte noch einen Zahn zu, als ich laute, hilferufende Schreie und kurz darauf ein leichtes Beben bemerkte. Ich dachte nicht nach, was das war, sondern rannte immer weiter. Erst die stechenden Schmerzen in meiner linken Bauchseite ließen mich langsamer werden. Das Seitenstechen mussten wahrscheinlich wegen meiner hektischen Atmung aufgetreten sein. Mit Mühe und unangenehmen, stichartigen Schmerzen erreichte ich etwas erschöpft den Wald. Ich suchte Schutz hinter einem dicken Baum, nahm meinen Rucksack vom Rücken und setzte mich seufzend auf den weichen, erdigen Waldboden. Dann lehnte ich mich an den knorrigen Baumstamm, öffnete meinen Rucksack und zog meine kleine Wasserflasche hervor. Gierig trank ich zwei große Schlucke. Als ich die Flasche wieder einpacken wollte, sah ich den Geldbeutel und nahm ihn an mich, dann fiel mein Blick auf das Foto von meiner Familie. Erneut liefen mir die Tränen in Strömen über die Wangen. Automatisch musste ich an meine Mutter denken, wie sie schmerzvoll schrie, die Blutlache in der sie lag, die immer größer wurde und dann ihr lebloser Körper. Ich hatte heute nicht nur meine Mutter verloren, sondern auch meinen Dad, meine ganze Familie.

Ich zwang mich meine Gedanken zu verlassen, zog meine Jacke aus und trocknete mir damit meine Tränen ab. Dann stopfte ich meine Jacke zu den anderen Sachen in den Rucksack, stand auf, schulterte ihn und rannte weiter.

Kilometer um Kilometer rannte ich weiter. Zwischendurch machte ich kleine Pausen um etwas zu trinken, jedoch musste ich sparsam mit dem Wasser umgehen, da ich nur noch wenig hatte. Als ich

*das Mittelmeer erreichte, war es Abend geworden und der Himmel leuchtete in allen Rottönen. Ein Lächeln umspielte meine Lippen.*

*Unter einer kleinen Brücke suchte ich Schutz. Ich holte meine Jacke aus dem Rucksack, breitete sie auf dem Boden aus und rollte mich darauf zusammen. Sofort schlief vor Erschöpfung ein. Am nächsten Morgen wachte ich sehr früh auf, mein Körper zitterte vor Kälte. Ich streckte mich, stand auf und zog meine Regenjacke an. Dann machte ich mich auf den Weg zum Hafen, um mit Schleusern in Kontakt zu treten.*

*Nach einigen Tagen hatte ich es geschafft! Mit dem gesamten gesparten Geld meiner Eltern war es mir gelungen, einen Platz auf einem Schleuserboot zu ergattern.*

*Am nächsten Morgen brachten mich zwei Schleuser auf ein überfülltes Schlauchboot. Ich wusste es war gefährlich, denn vor mir lagen rund 150km offene See. Jedoch war es auch der schnellste Weg in ein neues Land; in ein besseres Land. Ich fürchtete um mein Leben, ich hatte ständige Angst, dass das Boot, wie viele andere, kentern würde. Dennoch passierte nichts dergleichen. Auch das Wetter spielte mit, die Sonne schien und es regnete kein einziges Mal. Ich hatte schon seit Tagen nichts mehr gegessen und mein Magen knurrte. Ich kramte in meinem Rucksack nach etwas Essbarem. Ich fand nur noch Brotkrümel, die ich verschlang. Das Mädchen, das neben mir saß hielt mir ihre Wasserflasche hin und ich nahm dankend einen Schluck. Abends stützte ich meinen Kopf in die Hände und versuchte ein wenig zu schlafen oder mich wenigstens auszuruhen. Am dritten Tag war endlich Land in Sicht und ich war heil froh es bald geschafft zu haben. An der Küste halfen uns Helfer der internationalen Flotte ans Land zu kommen.*

*Nach der Registrierung in Italien, setzte ich meine Flucht über Österreich nach Deutschland fort. Es war sehr anstrengend und ich fuhr immer wieder per Anhalter, oder ich lief wieder dicht an der Hauptstraße entlang. Nachts schlief ich unter einer Brücke. Tag für Tag, Kilometer für Kilometer immer den gleichen Ablauf. Am vierten Tag begann es zu regnen und ich hatte Glück, dass ein LKW-Fahrer mich bis nach Meßstetten mitnahm. Dort konnte ich mich in einem Auffanglager von den bisherigen Strapazen etwas erholen und konnte mich endlich wieder satt essen. Nachdem feststand, dass ich nach Pforzheim kommen sollte, war ich erleichtert.*

*Eine Woche später wurde ich nach Pforzheim in meine Asylantenunterkunft gebracht. Dort lernte ich schnell neue Freunde kennen und durfte in die Schule gehen, dafür lernte ich fleißig. Jedoch war ich nie so glücklich, wie ich es hätte sein sollen, da ein Teil in mir immer schwarz war und wusste, dass meine Eltern es nie in die neue Heimat geschafft hatten.*

*Ich war Wochen lang auf der Flucht, musste ständig in Bewegung bleiben, hoffte das ich nicht erschossen wurde, betete, dass das Boot nicht untergehen würde und jetzt hatte ich es geschafft, ich war hier in meiner neuen Heimat und ich wusste eines Tages würde die Schwärze in mir langsam ins Graue übergehen bis sie nicht mehr da war.*

Langsam tauche ich aus meinen Gedanken wieder auf und bemerke das mich jeder Schüler in diesem Raum neugierig anschaut. Ich schaue nach vorne und sehe einen ziemlich wütenden Herrn Wiesinger. Er sieht mich fragend an und erst jetzt bemerke ich, dass ich schon eine ganze Weile nichts mehr gesagt habe. Schweige denn seiner Moralpredigt zugehört habe, noch seine Fragen beantwortet habe. Verwirrt frage ich „Was?“, doch als Herr Wiesinger zu einer zweiten Moralpredigt, über das Zuhören des Lehrers, Luft holt, klingelt die Pausenglocke. Schnell packe ich meine Sachen zusammen und marschiere geradewegs mit einem kleinen Lächeln auf den Lippen aus dem Klassenzimmer heraus. Dann renne auf den Pausenhof, um mir noch einen Platz auf der Bank zu sichern.

Miriam Talmon-Gros, 9c